

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 51

Artikel: Hannelis Weihnacht

Autor: Chappuis, Edgar

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

durch den knietiefen Schnee die Wiesenhalde hinauf dem schwarzen Tannenwalde zu, immer noch halb vom Traum umfangen, ohne klares Bewußtsein. Der Schweiß tropfte ihm von der Stirne; sein Atem ging mühsam. Und es war ihm, als ob das Bäumchen auf seiner Achsel nach und nach schwerer und schwerer würde.

„Gottlob!“ leuchte er, als er endlich den Waldrand erreicht hatte. Aber das Tännchen war noch nicht zufrieden. „Weiter hinauf!“ bettelte es. „Hier kann ich nicht sein, die großen Bäume würden mich mit ihrem Schatten erdrücken! Ich muß bei meinen Schwestern und Brüdern leben! Bitte, Bitte!“

Taköbli nahm alle seine Kräfte zusammen und versuchte es noch einmal. Er war jetzt auf Augenblicke ganz wach und besann sich genau auf den Platz droben im Geißholz, wo das Tännchen gestanden hatte. Aber in seinem Eifer, den nächsten Weg zu finden und damit seine große Mühsal zu verkürzen, verließ er sich erst recht, also, daß er in kurzem gar nicht mehr wußte, wo er war und sich ohne Ziel und Richtung weiterschleppte, nur noch von einer dumpfen Not getrieben, bis er zuletzt am Ende seiner Kräfte war und auf einer Waldlichtung erschöpft hinsank, um sogleich wieder in Schlummer und Traum zu verfallen.

Mit merkwürdig klaren Sinnen konnte er jetzt wahrnehmen, wie das Tännchen neben ihm sogleich Wurzeln schlug, wie es vor seinen Augen langsam empor wuchs und in glückhaftem Gedeihen Ast und Wipfling trieb. Und unversehens war es ein großer, mächtiger Weihnachtsbaum, mit hundert und hundert Kerzenlichtern übersät, also, daß der Wald ringsum von der gelben Helle wunderbar erfüllt wurde. Am Stämme des Lichterbaumes aber saß Brunnhofer Annit; sie wiegte ihre einarmige Puppe im Schlaf und sang dazu:

Bäbi, tue dini Neugli zue,
Bruchsch dänn weder Strümpf no Schueh:
Uebers Johr, dänn si' mer ryh,
Muesch en Christbaum ha wie-n-ich.
Schlofe, Bäbi, schlofe!...

Die Helligkeit trat so nahe und so grell vor Taköbli Sinne, daß er darob erwachte. Wie er sich mit steifen Fingern die Augen ausrieb, nahm er wahr, daß der alte Brunnhofer, Annis Großvater, mit brennender Laterne dicht neben ihm stand.

Mit plötzlicher Bestimmtheit besann er sich auf alles. Sein ganzes Denken war augenblicklich auf Flucht gerichtet. Ohne lang zu überlegen, schob er auf, um neben dem alten Mann vorbei ins nahe Dicket zu entkommen.

Der Brunnhofer hielt ihn mit gelassener Überlegenheit fest. „Nu g'stät, Büebli, nu g'stät!“ sagte er. Doch der Ton seiner Rede war weich und freundlich, und Taköbli verlor sogleich etwas von seiner großen Angst.

Der Bauer führte ihn am Händlein nach der gebahnten Waldstraße hinüber und ins Dorf hinab. „Man tut dir nichts; du mußt dich nicht fürchten“, redete der sonst Wortlange dem noch immer zögernden Knaben wiederholt zu. „Sei froh, daß ich noch einmal nach dir suchen ging, und daß die Stäbchen im Schnee mir deine Spur gezeigt haben. Sonst wärest du am Morgen tot.“

Das verschneite Dorf lag in tiefem Schlafe; nur die Fenster des Brunnhofes waren noch freundlich erhellt. Als die beiden Nachtwanderer in die warme Stube traten, kam ihnen die Bäuerin, die wartend am Tisch gesessen, mit einem leisen „Gottlob“ entgegen. Stillschweigend setzte sie dem Knaben warme Milch und Brot vor und hieß ihn essen.

„Heut, wir haben schon gefürchtet, es sei dir in der kalten Nacht etwas zugestochen“, sagte sie nach einer Weile. „Das wäre dann recht traurig gewesen.“

Und als er gegessen hatte, setzte sie sich ihm dicht gegenüber auf einen Stuhl. Sie legte ihm ihre grobe, rissige Hand auf den Kopf und machte, daß er ihr sein Gesicht zuwenden mußte.

„Sag' mir jetzt alles, wie wenn ich deine Mutter wäre“, bat sie eindringlich. „Es kann sein, was es will, du hast einen guten Willen bei mir. Wenn ich gestern früher dazu gekommen wäre, hätte dir auch nicht so geschehen dürfen.“

Da erzählte er ihr unter Schluchzen und Weinen, wie er bloß dem armen Weihnachtsbäumchen, das ihn so sehr gedauert, einen kleinen Gefallen habe tun wollen.

Sie bekam nun auch das Wasser in die Augen. „Ich glaub' dir das“, sagte sie. „Auch wenn es dir sonst kein Mensch glauben würde, ich weiß, daß du die Wahrheit sagst. Halt weil ich auch einmal ein Kind gewesen bin. Und ich habe schon länger auf dich acht gegeben und etwas im Sinn gehabt. Von jetzt ab bist du bei uns daheim.“

So hat der kleine Taköbli an sich erfahren, daß man mit dem Gutsein nicht schlecht fährt, wenn man auch manchmal ein wenig darum leiden muß.

Es ist ihm noch wohl gegangen im Leben. Er ist mit den Jahren ein starker Knecht und zum Ende ein Bauer geworden und das Anni seine Frau.

Das Christbäumlein, um das er aus einem unguten Haus in ein gutes gekommen, bewahrt er noch heute als Andenken auf, ob es gleich nicht mehr viel vorstellt. Vielleicht zeig' ich's euch einmal, wenn ihr's sehen wollt. Denn der Taköbli von damals bin ich, er ist in der Wahrheit ein Xaveri gewesen. — Seid ihr jetzt zufrieden?“

Weihnacht.

Marienkind, ich suche
Dich überall,
In Not und Tod und Sünde,
Im finstern Stall.

Mariensohn, ich finde
Dich tieft in mir;
In staunendem Befragen
Knie ich vor dir.

O seliges Erleuchten!
Wie trifft dein Strahl!
Sohn Gottes, du All-Einer,
Du Wunderschall!

Sohn Gottes, tief im Innern
Du Melodie!
Herzliebe Ewigsonne,
Verschein mir nie!

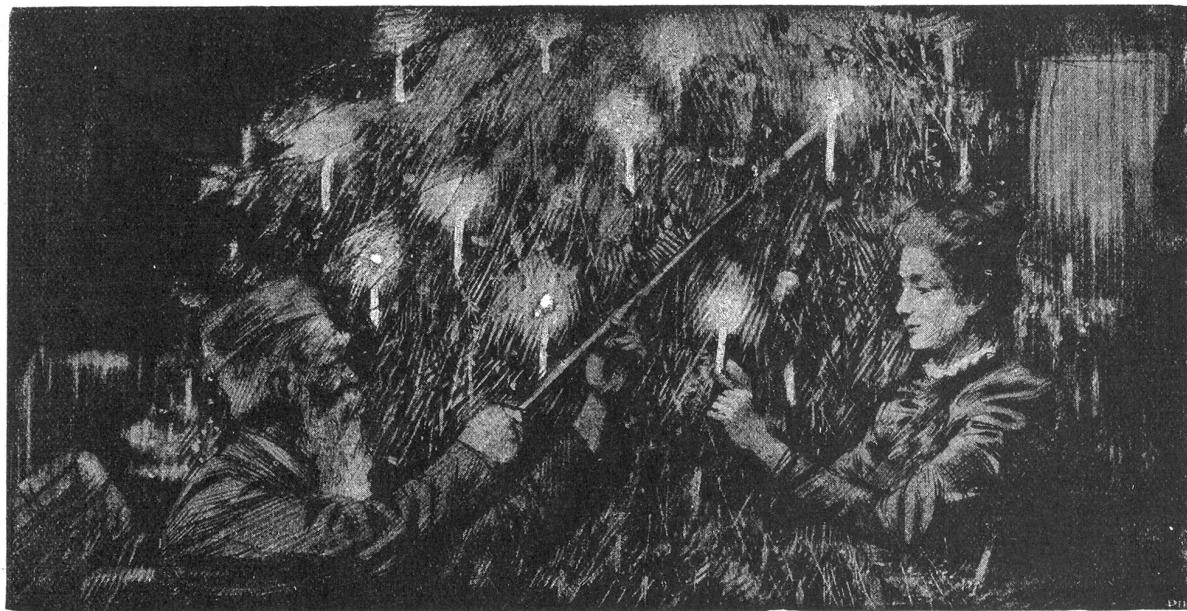
Ich bin dein armes Kipplein,
Dein finst'r Stall!
Du Klinge und du scheine
Mir überall!

Julie Weidenmann.

Hannelis Weihnacht.

Von Edgar Chappuis.

Man befand sich in der zweiten Dezemberhälfte. Weißer hoher Schnee bedeckte Stadt und Land, und die Eiszapfen, die von den Dächern herabgingen und überall die öffentlichen Brunnen bekränzten, sorgten dafür, daß eine richtige Weihnachtsstimmung herrschte. Überdies prangten in den Schaufenstern die schönsten Gegenstände und warteten nur darauf, gekauft zu werden, damit durch sie irgend einem Menschen eine Freude bereitet werden könnte. Da die Nacht schon früh einbrach, erglänzten bald nach vier Uhr, also zu einer Zeit, wo die Schuljugend aus dem Nachmittagsunterricht heimzukehren pflegt, die Läden der großen Stadt in einer Fülle von Licht, und ob all den ausgestellten Herrlichkeiten blieb manch Bube und Mägdelein mit weitaufgerissenen Augen stehen und vergaß beinahe, daß es heim mußte, die Schulaufgaben zu machen.



Mayer-Cassel.

„O goldner Licherbaum“.

In der Obergasse, jenseits des Flusses, da wo die armen Leute wohnten, lag eine halbzerfallene Hütte, in der Schuhmacher Gosteli, ein wüster, trunksüchtiger Mann, mit Weib und Kind hauste. Von früh bis spät hörte man dort nur Schimpfen und Fluchen und das achtjährige einzige Kind der Schustersfamilie hätte kaum gewußt, daß das heilige Christfest in der Nähe war, wenn es nicht auf dem Schulweg an so vielen Geschäften hätte vorbeikommen müssen, in denen alles auf Weihnachten hindeutete.

Wieder klangen wüste Worte aus der Hütte, die nur drei Fenster und eine wackelige Türe aufwies. Der Schuster hatte zu viel getrunken, und da die Frau kein Geld mehr besaß, um Milch und Brot zu bezahlen, begehrte der gewalttätige Mann auf, ohne zu bedenken, daß sein ganzer guter Verdienst statt in die Haushaltungskasse dem Wirt zum „Täubchen“ in die Tasche floß. Der Rothaarige schlug wütend mit seinem Schusterzeug um sich und Frau Gosteli sorgte dafür, in sicherer Entfernung zu bleiben. Nur Hanneli stand furchtlos neben dem Vater und blickte verwundert den wilden Mann an, nicht begreifend, daß man so tun konnte.

Hanneli war vernachlässigt und wuchs auf, wie das Gras auf dem Felde. Oft mußte es hungrig zur Schule und jetzt, zur Winterszeit, hatte es nicht einmal ein warmes Röcklein an, ja der von der Kälte rot angelaufene magere kleine Ellenbogen sah aus einem großen zerfransten Loch hervor. Aber Hanneli hatte, wie alle Kinder, seinen Schutzengel, der dafür sorgte, daß ihm nichts gelähmt, und es ein liebes und braves Kind werden konnte, das durch den Schmuck dieser Erde rein hindurchgeht, wie eine Blume, die im Morastboden die schönsten Blüten treibt.

Der Vater wetterte weiter, die Mutter ließ es ebenfalls nicht an giftigen Bemerkungen fehlen, so war das Kind froh, daß Schulzeit war, und es sich davonmachen konnte. Sein Weg führte es durch die Nebengassen der großen Stadt, durch die Arbeiterviertel, in denen es von zerlumpten Kindern wimmelte und von herumlungernenden Hunden. Auch roch es unappetitlich nach schlechtem Fett und Kleiderausdünstung, und aus den Schenken drang der Geruch meiner, minderwertiger Schnäpse.

Doch am Ende des Weges, wenige Minuten, bevor man die Schule erreichte, wurde der Anblick der Straße gefälliger. Schöne Geschäfte standen in Reihe und Glied und dann begann Hannelis Staunen und Bewundern. Woher wohl alle Herrlichkeiten kamen?

In der Sonntagsschule hatte Fräulein Sommer ihnen einmal gesagt, alles Gute kommt vom lieben Gott, und

da sagte sich Hanneli in seiner Kindeseinfalt, daß auch die vielen ausgestellten Spielsachen, die Kleider und Hüte, die Schirme, das kostbare Pelzwerk und was dergleichen noch Wundersames zu bestaunen war, vom lieben Gott kommen müsse. Ob er wohl selber ganz in der Nähe war?

Jemand hatte die Sachen doch abliefern müssen. Da schüttelte das kleine Mädchen den blondlockigen Kopf. Dummheit so etwas! Der liebe Gott hatte doch viele, viele Englein, so viele, daß man sie nicht zu zählen vermochte. Die brachten gewiß die Gegenstände in die Stadt. Es wollte nur tüchtig aufpassen, ob es beim Nachhausegehen nicht irgend ein beflügeltes Seelchen vom Himmel herniederhuschen und vollbepackt in einem Geschäft verschwinden sah.

Den ganzen Nachmittag mußte Hanneli an diese Gepäckenglein denken, und es hatte sehr Mühe, sich für das Einmaleins zu interessieren und ordentlich aufzupassen. Die letzte Nachmittagsstunde war Singen. Das ging schon viel besser. Man übte die schönen alten Weihnachtslieder: „O du fröhliche, o du selige“ und „Stille Nacht, heilige Nacht“, und Hanneli, die ein reizendes, hellklingendes Stimmchen besaß, mußte es den andern zeigen, wie man zu singen hatte. Schon schlug es vier. Die Dämmerung lag über dem Häusermeer. Es flodte weiß und zart vom Himmel, und die weißen Flöcklein wirbelten wie lustige Robolde im Lichte der bereits angezündeten Straßenlaternen.

Hanneli klatschte in die Hände. Solch ein Wetter war den Englein sicher gelegen. Da konnten sie ganz heimlich und sacht auf dem Fläum des Himmelsnees heruntergleiten. Das Kind guckte und guckte, bis ihm die Augen weh taten. Es beschaut sich die Schaufenster und vergaß dabei die Zeit. Doch so sehr es sich auch bemühte, kein Englein kam in Sicht, und etwas enttäuscht ging das Mädchen nach Hause.

Dort verflog der Weihnachtszauber und sank im Gefreisch der Eltern unter, wie ein schöner aber unwahrer Traum, der nicht in das Elend des Lebens paßte. Hanneli machte seine Aufgaben, schwieg, als der Vater ihm wegen nichts und wieder nichts Püffe austeilte und war froh, am Abend in seinem Bett zu liegen, mutterseelenallein in einer zügigen Dachkammer, in der es beißend kalt war. Mit ganz leiser Stimme übte es seine Weihnachtslieder und dachte an die schönen Schaufenster und ob nun wohl die Englein an der Arbeit waren, neue Sachen herunterzubringen.

* * *

In der Schule hatte die Lehrerin den Kindern gesagt, sie hätten nun einige Tage Ferien, da das Christfest vor

der Türe stehe. Sie hatte allen frohe Festtage gewünscht und dann war die junge muntere Schar wie ein Vogelschwarm auseinander gestoben.

Hanneli konnte nicht recht verstehen, was es mit dieser vielen freien Zeit anfangen sollte. Das arme Kind hatte sich in der Schule immer am wohlsten gefühlt, denn dort gab es keine Schläge, und niemand fluchte mit ihm. So saß es zu Hause bescheiden und still in einem Winkel und suchte sich so gut es ging die Zeit zu vertreiben. Aber es war überall im Wege. Bald schnauzte es der Vater an, bald bemerkte die Mutter, es nehme ihr den Platz und solle etwas Vernünftiges tun. Das Herumfaulenzen sei nichts für arme Leute. Dann mußte es wohl auch für den Vater ein gesüßtes Paar Schuhe der Kundshaft zurückbringen, was selten genug vorkam; denn man zog es vor, einen andern Schuhmacher aufzusuchen als Gosteli, der unordentlich arbeitete und dazu noch übermäßig viel verlangte.

Manchmal setzte es bei diesen Gängen für Hanneli einen Fünfer oder gar einen Zehner ab. Es besaß schon 70 Rappen und fühlte sich in seinem geheimen Reichtum schon gewaltig stolz.

Man hatte ihm in der Sonntagsschule gesagt, alles Gute komme vom lieben Gott. Zu Hause aber hieß es immer, das Gute, ja sogar das Schlechte koste immer einen haufen Geld und ohne Geld könne man absolut nichts machen.

So konnte sich das Mädchen diese zwei behaupteten Tatsachen in seinem jungen Gehirn nicht recht zusammenreimen. Nur etwas war ihm oft aufgefallen: Wenn es Leute in die schönen Geschäfte eintreten sah, handelte es sich immer um gutangezogene, reiche Leute. Also hatten die Eltern vielleicht doch recht und brauchte man sogar für die Gaben der Englein irgendwie Geld. Und Hanneli strengte sein Köpfchen mit diesen schweren Fragen an, schaute und schaute, entzückte sich über weißbepuderte langbärtige Samichlausen in Spielwarengeschäften, über brennende Weihnachtsbäume, lockende Lebkuchenherzen und süße Puppen und nachts im Traume sah es alles, was es tagsüber gesehen, in endlos scheinendem Reigen an seinem armseligen Lager vorbeiziehen, und es brauchte nur die Hand darnach auszustrecken.

Wenn es am Morgen erwachte, kam die Ernüchterung, und es litt, wenn auch unbewußt, doppelt an seiner Armut und Freudlosigkeit. Eines Morgens wagte es der Mutter, die einmal ordentlicher Laune war, die Frage zu stellen, ob denn der Samichlaus nicht auch zu ihnen kommen werde. Da hatte die Mutter laut heraus gelacht.

„Du dumme Gans! Du glaubst wohl, wir hätten das Zeug für solch unnützen Firlefanz? Ja, wenn der Vater weniger saufen würde, dann möchte es für eine Kleinigkeit noch langen. So aber. Danke schön!“

Und sie hatte weiterhin den Rüchenboden gescheuert, daß der nasse, schmutzige Tegelappenz dem Hanneli zwischen die Beine gefahren war, so daß es beinahe gestolpert wäre.

Das Kind stand ganz verschüchtert da. Also war es doch wahr. Die guten Gaben waren bloß für die Reichen!... Warum aber? — Hatte denn der liebe Gott nicht alle Kinder lieb, auch die armen? —

Lange konnte sich das Kind nicht beruhigen. Als es aber zu dämmern begann, schlich es sich davon und eilte nach den hellerleuchteten Straßen im Zentrum der Stadt. Es wollte sich selbst vergewissern, ob keine armen Kinder mit Taschen in der Hand herumgingen. Doch was sie sah, machte sie vollends traurig. Herren und Damen in Pelzmänteln, die einen feinen Autos und Privatwagen entsteigend, die andern aus irgend einem Tramwagen kommend, oder auch zu Fuß, eilten mit leeren Händen in die Geschäfte und kamen bald wieder beladen heraus. Die Armen der Stadt, besonders die Kinder, lungerten wie Hanneli Gosteli mit sehnsüchtigen Augen herum, alle mit leeren Händen und bittenden traurigen Blicken.



Ein kleiner Mensch — ein kleiner Baum — eine große Freude.
(Phot. Ed. Keller, Bern.)

Und das kleine Mädchen ging langsam seines Weges. Es kam ihm alles so sonderbar vor. Da begannen von unsichtbaren Türmen viele, viele Glocken zu läuten. Es klirrte ganz wundersam und schien hoch vom Himmel zu kommen. Es schneite nicht mehr, und die Sterne funkelten friedlich hernieder. Hanneli folgte unbekannten Menschen, die alle nach einer Richtung hinpilgerten. Was wollten sie? — Was suchten sie? —

„Heilige Christnacht ist heute“, flüsterte in andächtiger Stimmung ein kleines Mädchen neben Hanneli, das nach der gleichen Richtung lief.

„Wohin gehst du, wohin gehen alle diese Leute?“

„Nach der Pauluskirche zur Weihnachtsfeier. Es gibt einen Tannenbaum und sonst noch viel Schönes. Kommst du auch mit?“

Hanneli schwieg. Es ging doch wohl nicht an. Seine 70 Rappen hatte es zu Hause gelassen. Es hatte ja nicht gewußt, daß heute Weihnacht war!

„Ich habe kein Geld“, erwiderte es kleinlaut.

Da meinte das fremde Mädchen lachend:

„Ist auch gar nicht nötig. In die Pauluskirche gehen heute abend nur arme Leute. Ich zeige dir den Weg.“

In Hanneli stieg eine große Verwunderung auf. Die Sonntagsschullehrerin schien doch recht zu behalten. Mit strahlenden Augen folgte es der Einladung und stand bald vor dem Portal einer großen Kirche, die es vorher noch nie gesehen, da sie weitab von ihrer Stadtgegend, inmitten eines Gartens und von feinen Häusern umgeben lag.

Orgel und Gesang klangen ihnen entgegen. Beim Altar prangte im Glanze von Hunderten von Kerzen ein gewaltiger Tannenbaum, der bis zur Kirchendecke emporragte.

„Stille Nacht, heilige Nacht!“ — Die vielen frohen, andächtigen Gesichter, die gefalteten Hände. Ein schwarzgekleideter Mann stand auf der Kanzel und sprach so einfach und lieb, vom weltgeborenen Heiland, daß sogar Hanneli, das noch nie eine Predigt besucht hatte, alles verstand. Er sagte, daß das Christkind zu den Armen dieser Erde gekommen sei, da es selber als Wiege nur eine schmale Krippe in einem armeligen Stalle besessen. Er redete von der großen Liebe dieses zur Erde herniedergestiegenen Kindleins und sagte, daß ihm alle Kinder willkommen seien und sich freuen dürften. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“

Wieder sang die Gemeinde, und die Orgel brauste gewaltig, als werde sie von Engeln in Bewegung gesetzt. Hanneli saß ganz still. Es kam sich vor, wie in einer andern Welt. Alles Gute kommt vom lieben Gott, kam es ihm in den Sinn, und es hielt ganz still, denn es fühlte, daß es noch schöner werden würde.

Die Musik verstummte. Der Herr Pfarrer stieg von der Kanzel. Weißgekleidete junge Mädchen schritten von Bankreihe zu Bankreihe und luden die anwesenden Kinder ein, nach vorn zu kommen, wo auf langen Tischen große Haufen von Paketen aufgestapelt lagen.

Hanneli ging auch mit, mehr von den andern vorwärtsgezogen, als selber gehend. Es war wie im Traume. Wie war es eigentlich hier hereingekommen? Wer hatte es hergeschickt? — Und Hannelis Augen leuchteten wie Sterne. Es durfte ebenfalls an einen der Tische treten, durfte sich ein Paket auswählen und es behalten, für sich, ganz allein für sich.

Stammelnde Worte des Dankes. Freudentränen in den Augen. Dann lief es übergliedlich zurück und setzte sich an seinen Platz.

Der Samichlaus war nur für die Reichen, hatte die Mutter gesagt. Das stimmte nicht, nein! Hanneli wußte es nun besser. Der Herr Pfarrer hatte deutlich gesagt, das Christkindlein sei auch für die Armen, ja besonders für sie gekommen. Und der mußte es doch besser wissen.

Die Bescherung war zu Ende. Hanneli stand mit den vielen andern wieder draußen auf dem verschneiten Platz. Wieder begannen die Glocken zu läuten, und am Himmel funkelten die Sterne. Sterne der Christnacht!

Hanneli folgte der Menge, befand sich bald an bekanntem Orte und eilte nun mit seinem Paket nach Hause.

Dort hatte man sie schon lange erwartet und fuhr sie unwirsch an.

„Wo strolchst du in der Nacht umher, he? Gib Antwort!“

Seinen Paketen lorgsam im Arme, stand Hanneli mit leuchtenden Augen vor den Eltern.

„Wo warst du, Hanneli?“ fragte nun auch die Mutter.

„Beim lieben Gott“, antwortete das Kind mit strahlendem Lächeln und hielt den Eltern ihre Geschenke hin.

„Red nicht Unsinn, Mädchen“, donnerte der Vater.

„Woher hast du das Zeug? Doch nicht etwa gestohlen, he?“

„Vom lieben Gott, Vater“, kam es in unerschütterlicher Überzeugung von den Lippen des Kindes, denn es glaubte fest, daß dem so sei. Die Sonntagsschullehrerin hatte es ihnen ja gesagt.

Schon wollte der Vater die Hand zu einer schallenden Ohrfeige erheben. Da sah er den glückstrahlenden Ausdruck auf dem Gesichte seines Kindes, und die erhobene Hand fiel schlaff hernieder. Die Mutter lief unruhig hin und her. Der Vater starrte sein Kind an und wußte nicht, was er tun sollte.

Da begann Hanneli das Paket auszupacken: Eine wunderschöne bekleidete Puppe, ein warmes, gestricktes, wollenes Täschchen, ein Lebkuchenherz, vergoldete Nüsse, drei

rotbadige Uepfel und eine Tafel Schokolade und zu unterst ein Bildchen vom guten Hirten.

Die Eltern schauten schweigend zu. Es ging ihnen ein Licht auf. Das Kind war in eine Weihnachtsbescherung geraten, und erst jetzt kam es Frau Gosteli in den Sinn, daß heute ja Christnacht war. Fast schämte sie sich nun vor ihrem Kinde, daß sie es hatte vergessen können.

„Sift recht, Kind“, lenkte sie ein.

„Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit!“ brummte der Vater, stund auf und ging ins Wirtshaus hinüber. Er wollte auch etwas am Weihnachtsabend.

Mutter und Kind blieben allein zurück. Hanneli erzählte. Ihre sonst blassen Wangen röteten sich. Sie kam in Eifer und in ihrer Phantasie wurde das Erlebnis noch tausendmal schöner, als es in Wirklichkeit gewesen. Hanneli erzählte vom lieben Gott, vom Christkindlein in der Krippe, das zu den armen Kindern gekommen sei. Es redete von der schönen Musik, von den weißen Gestalten, welche die Gaben verteilt, und die Mutter horchte schweigend zu, horchte immer freudiger, immer inniger, denn das was ihr Kind ihr da erzählte, hatte sie einst vor langer, langer Zeit auch miterlebt. Längst verschüttete Brunnen taten sich auf. Erinnerungen an eine bessere Kinderzeit, an eine gläubige, treusorgende Mutter lehrten zurück. Und als Hanneli mit der Erzählung fertig war, da nahm Frau Gosteli ihr Kind in die Arme und küßte es. Ihre Augen standen voller Tränen.

Während der Vater im Wirtshaus saß, zog die Mutter ihr Kind aus und legte es zu Bett, etwas, das sie seit Jahren nicht mehr getan. Dann gab sie ihm die neue Puppe in den Arm, deckte es zu und blieb noch lange am Bette stehen, bis das Kind sanft und still eingeschlafen war.

Draußen schwebte die Heilige Nacht über die Erde und suchte Freude zu spenden, wo sie es vermochte.

Sie hatte ein kleines Menschenkind glücklich gemacht und auch in das durch Not und Leid hart gewordene Herz einer armen Mutter etwas Frieden der Weihnacht gesenkt.

Hanneli schlief und träumte vom lieben Gott, vom Christkindlein und von dem leuchtenden Weihnachtsbaum, der bis in den Himmel hineingeragt. Seine Wangen waren von frischem Rot überhaucht und ein glückliches Lächeln umspielte seinen Mund.

Es liebs Weihnachtsgeschänk.

Es het a mängem Ort scho rácht g'weihnächtelet, emel o bi ds Mehers. ds ghlynscht Meiteli het scho lang vo nüüt anderem plauderet, als vom Mämmi wo nes allwág überhömm. Und der jüngscht Bueb het es Chischli mit Heu und Blähen uszfüllt, damit der Theddnybär es weichs Huli findi. Die grösitere Chind hei sech ybschlosse, d'Meitschi ly slyzig gsi mit brodiere, häggel und lisme, und d'Buebe hei uf Tod und Läbe g'laubsägelet, zeichnet und gmalet, teilwys scho rácht ghünschlerisch. Der Zauber vom schönschte vo allne Feschte het me i der ganze Wohlig ghönne merke, ds Chüschele, ds Schlüssellochguggele, ds Errate und ds freudige Erwarte het nid gfäht, und der Güezi- und Gugelhopfduft het der Feschstimmig no ds Chrönlis usgsezt

Numen öpper vo der große Familie het nid möge fröhlech sy. Das isch der Osgar gsi, e junge Ma vo füfe zwanzig Jahre. Er het sy Muetter fruech verlore, und isch achtjährig gsi, wo ihm der Vater e Stiefmutter gä het, zum Glück e liebi, guetmüetigi, die sech alli Müeh het gä, ne z'verschtah. Und das isch nid so ganz liechi gsi, vorwäge der Osgar isch geng e chlei ärnscht veranlagt gsi, und die alti Tante, wo nach Muetters Tod d'Huushaltig gmacht het, isch mit ihrem ewige Tämmere fei Sunneschyn gsi für sgs Gmuet. Drum het ihm d'Liebi vo der Stiefmutter und ihres fründleche Wäse dopplet wohl tha, und er het er es ryhlech vergulste. Wo du nah di nah siebe Gschwüchtli aglanget sy, isch är geng e willigi Hülf gsi, für d'Huus